

Gender-Diskurs und Geschlechtsreflexivität im Blick auf die Zukunft der Sozialen Arbeit

Lothar Böhnisch

Technische Universität Dresden (em.)

Abstract

Die Soziale Arbeit gilt gemeinhin als weibliche Profession. Dies ist nicht nur mit der MitarbeiterInnen-Statistik begründbar, sondern auch aus dem gesellschaftlichen Anspruch der Frauenbewegungen heraus. Gleichwohl lässt sich auch eine männliche Traditionslinie seit der Jugendbewegung nachzeichnen, die nicht nur auf die sozialadministrative Leitungsebene, sondern genauso auf unterschiedliche Felder der Jugendhilfe beziehbar ist. Allerdings wird die Frage nach einer "weiblichen" oder "männlichen" Sozialarbeit dann obsolet, wenn man den gesellschaftlichen Hintergrund geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung analysiert, von dem solche geschlechts-differenten Zuweisungen ausgehen.

Die Grundmuster eines differenten männlichen und des weiblichen Bewältigungsverhaltens in kritischen Lebenskonstellationen (Böhnisch & Funk, 2002; Ehlert, Funk & Stecklina, 2011) durchziehen nahezu alle Interventions- und Gestaltungskontexte der Sozialen Arbeit. Gender-Orientierung ist also für professionelles sozialpädagogisches Handeln unerlässlich. Dabei wird keinesfalls die konstruktivistische Warnung außer Acht gelassen, nach der das Handeln mit geschlechtsdifferenten Kategorien zur Bestätigung, wenn nicht gar Verstärkung von Geschlechterstereotypen führen könne. Im Gegenteil. Geschlechtsreflexivität meint hier das Aufdecken von Geschlechterstereotypen, denen gerade die Praxis der Sozialen Arbeit ausgesetzt und für die sie anfällig ist. Gleichzeitig ermöglicht sie einen Zugang zum inneren Erleben kritischer Lebenssituationen, zu unterschiedlichen Formen des „Betroffen-seins“. Dass die Mehrheit der Männer oder die Mehrheit der Frauen in be-

Part of

Elsen, S. & Aluffi Pentini, A. (Eds.). (2013). *Gesellschaftlicher Aufbruch, reale Utopien und die Arbeit am Sozialen*. bu.press.
<https://doi.org/10.13124/9788860461049>

209



stimmt Konstellationen des Betroffenseins geschlechtsdifferent erfahren und entsprechend reagieren, ist längst empirisch breit aufgeschlossen und kann nicht einfach übergangen werden. Natürlich verführen die sozialpädagogischen Konstrukte des „Falls“ und des „Klienten“ dazu, geschlechtsneutral zu argumentieren. Das scheint sich inzwischen in der neueren Fachliteratur wieder eingebürgert zu haben. Die beanspruchte professionelle Rationalität hat die Geschlechterfrage, die sie doch lange verunsichert hat, gleichsam ausgesessen. Damit wird aber die hinter der Fallkulisse wirkende Geschlechterrealität ausgeblendet und – wenn auch ungewollt – Geschlechterstereotypen wieder Vorschub geleistet. Auch der neuere Diskurs zur *Intersektionalität* drängt die Kategorie Geschlecht eher in den Hintergrund, indem er ihre Bedeutung faktisch relativiert. Das Paradigma der Intersektionalität betont das Zusammenwirken verschiedener – vor allem geschlechtsbezogener, sozialer und ethnischer – Ungleichheiten (Lutz et al., 2011) bei der Konstruktion sozialer Positionen von Individuen. Die Beantwortung der Frage, inwieweit dies die soziale Bedeutung des Geschlechts relativiert, bleibt der Analyse der jeweiligen empirischen Konstellation überlassen. Empirisch evident aber ist, dass männliche und weibliche Bewältigungsmuster in allen industriegesellschaftlichen Kulturen *quer durch alle Schichten* – wenn auch sozial und ethnisch variiert – zu beobachten sind. Von daher stellt das Geschlecht eine besondere psychosozial wirksame Kategorie dar, indem es in der Tiefendynamik der Persönlichkeit genauso verankert ist wie in den unterschiedlichen sozialen Interaktionsgefügen und in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung.

Denn unsere Arbeitsgesellschaft ist strukturell weiter nach dem Prinzip der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung aufgebaut: Die reproduktiven Rollen der Beziehungs- und Hausarbeit, aber auch der Erziehung und Fürsorge sind niedriger bewertet als die industriewirtschaftlichen, technischen und die darauf bezogenen administrativen Rollen. Traditionell waren die reproduktiven Rollen den Frauen zugeordnet. Zwar stehen heute den Frauen auch alle gesellschaftlichen Rollen außerhalb des Reproduktionsbereiches offen, das geschlechtshierarchische Prinzip ist aber als Wertprinzip geblieben. Die Kluft zwischen externalisierter Ökonomie und sozial emotionaler Reproduktionsphäre ist eher noch gewachsen. Sie ist aber verdeckt, weil – der Druck auf die

Familie zeigt es – die reproduktive Sphäre wieder zunehmend (re-)privatisiert wird. Dennoch scheint es – wenn man sich geschlechtsspezifisch gewichtete Umfragen der letzten Jahre anschaut, einen bemerkenswerten Trend zur Nivellierung der Geschlechtsunterschiede und zur Geschlechterpartnerschaft zu geben. Umfragen geben aber nur eine Dimension, nämlich die der gesellschaftlichen Einstellungen der Befragten wieder. Man zeigt, dass man gesellschaftlich mithalten, dabei sein will und eine flexibilisierte Arbeitsgesellschaft kann eben keine rigiden und starren Geschlechterrollen brauchen. Sieht man sich dagegen Befunde der beratenden und therapeutischen Dienste an, dann zeigt sich, wie deutlich tradierte Geschlechterrollen und das geschlechtshierarchische Verhältnis im Privaten, durch den gesellschaftlichen Druck der Problemverdeckung überfordert, weiterwirken. Diese Seite bekommt vor allem die Sozialarbeit ab.

Vor dem Hintergrund der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung ist also das Geschlecht eine, wenn auch oft verdeckte, Ordnungs- und Orientierungskategorie für alle Gesellschaftsmitglieder. Sie ist es vor allem deswegen, weil sie die personalen Befindlichkeiten tiefgreifender berührt als jede formelle Rolle. Wenn im Alltag gesagt wird: „Männer/Frauen sind halt so“, dann ist damit nicht nur gemeint, dass sich die Betreffenden so verhalten, wie es gesellschaftlich erwartet wird, sondern dass man von sich selbst (als interpretierende(r) Betrachter/Betrachterin) davon ausgeht, dass die Betreffenden es auch so empfinden. Die Geschlechterrolle schafft Orientierung, Normalität, Unterscheidung, es ist keine aufgezwungene Rolle wie die institutionellen Rollen, sondern eine, in die man „mit Leib und Seele“ so hineinwächst, dass sie sogar dem Verstand widerstehen kann. In dieser leibseelischen Verankerung liegt die eine Tücke der Tradierung von Geschlechterrollen. Die andere erwächst aus dem gesellschaftlichen Verdeckungszusammenhang. Zwar ist die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung überformt durch demokratische Verfahren der Gleichstellung und die Ausweitung öffentlicher Reproduktionsagenturen (deren MitarbeiterInnen aber vergleichsweise schlecht bezahlt sind). Verdeckt wirkt sie aber als Auffang- und Orientierungszusammenhang in gesellschaftlichen oder privaten Krisenkonstellationen weiter, greifen die Menschen selbst auf dieses Ordnungs-, Orientierungs- und Bewältigungsmuster zurück.

Das Klientel der Sozialarbeit kommt oft aus sozial prekären Lebenslagen, befindet sich in kritischen Lebenskonstellationen, in denen die sozialen und kulturellen Ressourcen der Ordnung und Orientierung im Alltag schwach oder weggebrochen sind und in denen man nach dem greift, was man noch hat, was einem nicht genommen werden kann. Der Griff nach der tradierten Geschlechterrolle schafft in diesem Bewältigungszusammenhang Orientierungs- und Verhaltenssicherheit und erscheint damit als selbstverständlich. Soziale Orientierung und leibseelische Befindlichkeit werden wieder eins. Der arbeitslose Mann glaubt, mit seiner nun herausgekehrten Maskulinität als Abspaltung seiner Hilflosigkeit, leibseelisch und sozial überleben zu können. Die arbeitslos gewordene Frau sucht vermeintlichen Schutz in der Zurücknahme ihrer Ansprüche, im übertragenen Dasein für andere.

Der Kern einer geschlechtsreflektierenden Sozialarbeit besteht nun gerade darin, diese bewältigungsbezogene Orientierung an tradierten Geschlechterrollen aufzubrechen, das Klammern an sie vorsichtig zu lösen. Wir wissen zwar, dass sich dadurch die Lage der betroffenen Männer und Frauen mittel- und langfristig verschlechtern wird – wenn die Männer nicht zu sich kommen und die Frauen nicht aus sich heraus –, denn für die Betroffenen zählt der spürbare, kurzfristige Bewältigungserfolg, wenn sie sich an traditionelle Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster klammern. Darin sind sie umso mehr bestärkt, wenn ihre soziale Umgebung insgesamt – wie das in sozial benachteiligten Milieus oft der Fall ist – an traditionellen Männer- und Frauenrollen als Orientierungs-, Ordnungs- und Interaktionskategorien gewöhnt ist. In mittelschichtigen Milieus hingegen sind die Geschlechterrollen im Alltagsverhalten zwar nivelliert, können aber in Konflikt- und Krisensituationen umso unvorhergesehener aufbrechen.

Inzwischen aber haben die Entgrenzungsdynamiken der Arbeitsgesellschaft und die geschlechtsemanzipatorischen Entwicklungen in Bildung und Konsum zu einer offensichtlichen Nivellierung der Geschlechter und einer Entgrenzung des traditionellen Geschlechterverhältnisses geführt. Ist damit auch die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Sozialisationstheorie in Frage gestellt? In der Frauenforschung wird dies verneint, es wird aber darauf hingewiesen, dass die Geschlechterfrage in den westeuropäischen Gesellschaften an Eindeutigkeit verloren habe und eine „paradoxe Lage“ entstanden

sei: „Die paradoxe Lage lässt sich wie folgt zusammenfassen: Alle sozialen Zuschreibungen an weibliche Positionen und Rollen haben ihre Verbindlichkeit verloren, das demokratische Prinzip universeller Inklusion erlaubt es, dass auch ein Junge oder ein Mann diese übernehmen bzw. erleben können. Zugleich ist aber die Basiskategorie Geschlecht erhalten geblieben, womöglich fester als je zuvor, weil das handelnde Individuum, das sich dazu entschließen soll, Führungskraft zu werden oder Elternzeit zu nehmen, ohne Geschlecht nicht denkbar und erfahrbar ist – denn ein Individuum lebt nur in einem Körper. Und bei aller Verschiebung hin zur Präsentation und bewussten Gestaltung des Körpers hat er offenbar eine basale, tragende Bedeutung“ (Hagemann-White, 2006, S. 83).

Die sich hier auftuende Verlegenheit muss noch größer werden, wenn man über das demokratische Inklusionsgebot hinaus die ökonomisch-technologische Hintergrundentwicklung und die aus ihr hervorgehende neokapitalistische Geschlechterideologie betrachtet. Der digitale Kapitalismus und seine Protagonisten bieten eine Ideologie an, nach der die ökonomisch-technologische Entwicklung sowie die Teilhabe an ihr jenseits von Rasse und Geschlecht gestaltbar seien. Sollte sich das Geschlecht dennoch bemerkbar machen, liegt es an den Einzelnen, wie sie damit umgehen, geschlechtsspezifische Benachteiligungen als individuelle und persönliche Probleme bewältigen.

Diese ökonomisch induzierten Tendenzen zur Privatisierung der Geschlechterfrage und ihrer genderpolitischen Neutralisierung spielen heute latent zusammen. Aus dieser Perspektive stellt sich dann zwangsläufig auch die Frage, ob es überhaupt noch einen Sinn macht, subjektübergreifende Konstrukte wie das einer „weiblichen“ oder „männlichen Sozialisation“ zu entwickeln, wenn doch die Alltagsnivellierungen der Geschlechterdifferenz so hervorstechen. Das gilt auch für die Reichweite einer interaktionistischen Theoriebildung, die von ihren eigenen Postulaten eingeholt würde. Denn die Geschlechterfrage ist aus den Alltagswelten in die Struktur „abgewandert“ und hier für interaktionsorientierte Zugänge schwer erreichbar. Wir müssen vielmehr mit dem Konstrukt des – ökonomisch-gesellschaftlichen wie tiefenpsychischen – *Verdeckungszusammenhangs* arbeiten. Was auf der Alltagsebene als privates Bewältigungsproblem erscheint entpuppt sich in der Strukturanalyse als doppeltes Verdeckungsproblem: Zum einen wirkt in der technolo-

gisch-ökonomischen Entwicklungslogik des digitalen Kapitalismus das männlich konnotierte Prinzip der Externalisierung (vgl. Böhnisch, 2013) – vielleicht sogar radikaler als zuvor – weiter, zum anderen muss der damit verbundene strukturelle Druck auf die private Sphäre bewältigt werden. Es handelt sich dabei um tiefenpsychisch verdeckte, nicht-thematisierte Zusammenhänge, die meist vom Alltagsbewusstsein und damit auch biografisch abgewehrt bzw. verdrängt werden und eine entsprechende Eigenlogik aufweisen, die zu analysieren ist.

Das bedeutet nicht, dass die interaktive Dimension der Sozialisation in der Genderfrage ausgeblendet wird. Skripts und Rahmungen (Goffman, 1977; Lenz, 2003) wirken weiter, zumal sie immer wieder – nicht nur in kritischen Lebenskonstellationen – aus den Strukturen heraus aktiviert werden. Wichtig aber ist, die Vermittlungsproblematik nun auch aus der Perspektive des Verhältnisses von ökonomisch-technologischem Externalisierungsdruck und tiefenpsychischer Bewältigungsdynamik zu betrachten. Konstrukte wie männliche „Bedürftigkeit“ und weiblicher „Doppelstandard“ verweisen auf solche durch Brechungen komplizierte sozialisatorische Vermittlungszusammenhänge zwischen Subjekten und ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen. Insgesamt kommt es darauf an, diese Erkenntnisse als „zweite Dimension“, als „hidden-gender-structure of socialization“, sozialisationstheoretisch so einzubringen, dass sie nicht nur in ihrer differentiellen Qualität, sondern vor allem auch als Antriebsmomente im Sozialisationsprozess thematisierbar werden.

Karl Lenz und Marina Adler haben in ihrem Grundlagenwerk „Geschlechterverhältnisse/Geschlechterbeziehungen“ (2010/2011) vier Szenarien zur „Geschlechterordnung der Zukunft“ für unseren Kulturkreis aufgemacht (2011, S. 229 ff.). Zuerst fragen sie, was denn zu erwarten sei, wenn es mit der Entwicklung der Gleichstellung der Geschlechter so weiterginge wie bisher. In diesem Falle, so bilanzieren sie entsprechende Prognosen, wird es noch viele Generationen dauern, bis die Gleichberechtigung in allen Lebensbereichen erreicht sein würde. Dabei müsse es gar nicht zu „nennenswerten konservativen Gegenströmungen“ kommen. Sie gehen einfach davon aus, dass die gegenwärtigen ökonomischen Parameter des Wachstums und der Arbeits-

platzsicherung weiter gelten und Gleichstellungsentwicklungen immer wieder bremsen. Geschlechterpolitik wird sich danach also auch in Zukunft im Rahmen einer „investiven Sozialpolitik“ (Böhnisch & Schröder, 2012) entwickeln, in der das Soziale ökonomisch interpretiert, Familien- und Geschlechterverhältnisse unter der Perspektive der Humankapitalbildung thematisiert und die Arbeitsteilung der Geschlechter im Dreieck von Ökonomie, Staat und Familie variabel gehalten wird. In diesem Falle kann man weiterhin von einer *Modernisierung* der Geschlechterverhältnisse sprechen.

In einem zweiten Szenario gehen sie von derzeitigen Entwicklungen im Geschlechterdiskurs der westlichen Industriegesellschaften aus, die durchaus auf einen zukünftigen „backlash“, ein „Zurück zur *Geschlechterpolarisierung*“ hindeuten würden. Vor allem unter den gebildeten erwerbstätigen Frauen und den neuen Mädchengenerationen nehme die Einstellung zu, dass die Vereinbarkeitsproblematik in den inzwischen verbreiteten Zwei-Verdiener-Familien immer komplizierter geworden, die Doppelbelastung der Frau gestiegen und die Integration des Mannes in die Familienarbeit angesichts zunehmender Intensivierung der Erwerbsarbeit nicht zu erhoffen sei. Dies steigere die Attraktivität familientraditionaler Argumente wie die der naturgegebenen Mütterlichkeit, des möglichen Anstiegs der Geburtenzahlen und der besonderen Erziehungsqualität der Familie. „Die Anzahl der Frauen, die mit ihren Kindern zuhause bleiben, ist in den letzten Jahren angestiegen; am stärksten ist dieser Anstieg unter gebildeten Frauen mit hohem Einkommenspotential“ (Lenz & Adle, 2011, S. 232). Wieder wachsende Tendenzen zur Geschlechterpolarisierung machen die Autoren auch im offensichtlichen Sexismus mancher männlicher Jugendkulturen aus. Aber auch in Erziehungsratgebern scheint als „Gebrauchsanweisung“ durch, „die Unterschiede zwischen Männern und Frauen als zentrales Faktum in allen persönlichen Beziehungen wieder zu akzeptieren“ (Lenz & Adler, 2011, S. 234).

Ein drittes Szenario stellt den Sozialstaat und seine zukünftigen geschlechterpolitischen Möglichkeiten hin zu einer *Geschlechtergerechtigkeit* in den Mittelpunkt. Dabei wird erkannt, dass unter den gegenwärtigen und mittelfristig zukünftigen ökonomisch-gesellschaftlichen Bedingungen eine wie bisher nur frauenorientierte Gleichstellungspolitik zu kurz greifen wird, um Geschlech-

tergerechtigkeit für beide Geschlechter in allen Lebensbereichen zu erreichen. „Das bisherige Emanzipationsmodell, das von der Benachteiligung und Diskriminierung einer Gruppe, wie z. B. Frauen oder Minderheiten ausgeht, kann nicht unmodifiziert auf historisch privilegierte Gruppen wie die Männer angewandt werden. Die Unterdrückung der Männer durch Männlichkeitsnormen ist qualitativ anders als die Unterdrückung der Frauen durch männlich konnotierte Herrschaftsstrukturen und den damit verbundenen Machtverhältnissen.“ Außerdem sei zu thematisieren, dass auch Frauen, wenn sie Gleichstellung wie im gegenwärtigen System erreichen können, selbst wieder unter „Maskulinitätsdruck“ geraten können, männliche Leistungs- und Erfolgsnormen übernehmen müssen. (Lenz & Adler, 2011, S. 235). Nachdem für dieses Szenario mögliche Erweiterungen des sozialstaatlichen Instrumentariums der Familien-, Steuer-, Arbeitsmarkt- und Quotenpolitik durchdiskutiert worden sind, kommen die AutorInnen zu dem ernüchternden Schluss, dass ein gesellschaftspolitischer „Paradigmenwechsel“ erfolgen muss. „Eine solche Politik kann weder durch eine exklusive Frauenpolitik noch durch eine Männerpolitik erreicht werden“ (Lenz & Adler, 2011, S. 237). Wenn man diese Argumentation in unserem Sinne hegemonial- und bewältigungstheoretisch aufschließt, wird als Erkenntnis deutlich, dass es das (männlich konnotierte) ökonomische Antriebssystem der Externalisierung (Böhnisch, 2013) ist, dass im Kapitalismus der Zweiten Moderne intensiviert worden ist und das Männer (und zunehmend Frauen) erfasst und in beidseitige neuartige Bewältigungsprobleme der Vereinbarkeit treibt. Insofern verwundert der Optimismus, der in den Diskursen zum *Degendering* in die Perspektive einer zukünftig „geschlechtsneutralen“ Gesellschaft zu Tage tritt. Diese Perspektive steht im Mittelpunkt des vierten Szenarios. Denn es ist ja gerade das neokapitalistische System, das in seiner Programmatik wie Praxis jenseits sozialer und ethnischer Bindungen und jenseits von Geschlechterunterschieden agiert, bzw. diese ins Private verschiebt. Das Konzept des *Degendering* denkt ja systemisch und geht davon aus, dass soziale Systeme in der weiteren Entwicklung der Zweigeschlechtlichkeit als Ordnungsstruktur nicht mehr bedürften. Allerdings wird eingeräumt, „dass immer dann, wenn soziale Systeme ihre Mitglieder als Personen [...] auffassen, ein nach Geschlechtern differenzierendes Verständnis das System

‘indizieren’ kann“ (Weinbach & Stichweh, 2001, S. 49). Lenz/Adler kommen in der Bilanzierung dieses Ansatzes entsprechend zum Schluss, dass dieser „ auf der Ebene der Geschlechterverhältnisse mit einer fortschreitenden Dethematisierung von Geschlecht“ rechnet, „nicht jedoch auf der Ebene der Geschlechterbeziehungen“ (Lenz & Adler, 2011, S. 239 f.). Dass aber die Struktur der Zweigeschlechtlichkeit als demografischer und sozialer Reproduktionsform in die leibhaftigen Familien verschoben wird und damit strukturelevant wie bewältigungsintensiv weiter und immer neu sich ausbildet, wird in diesem historisch-methodologisch fragwürdigen Konzept unterschlagen. Es handelt sich also nicht um eine Aufhebung der Struktur der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung in der Zweigeschlechtlichkeit, sondern um eine verdeckte Strukturverschiebung. In dieser Form arbeitet es dem digitalen Kapitalismus mehr in die Hände, als es Perspektiven der Emanzipation entwickeln kann.

Vor diesem Hintergrund ist es auch problematisch, angesichts der "weiblichen Prägung" der Sozialarbeit und ihres Berufsfeldes in der Professionsgeschichte bis heute von einer "weiblichen Profession" geredet wird. Das im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts sprunghaft gewachsene feministische Selbstbewusstsein, die damit einhergehende Krise der Männlichkeit und der Wandel der industriellen Arbeitsorganisation angesichts der steigenden Nachfrage nach traditionell weiblich konnotierten soft skills ("Feminisierung der Arbeit") hatten vor allem publizistisch die Prognose provoziert, die Zukunft unserer Gesellschaft werde weiblich sein. Dies schlug sich auch in entsprechenden sozialpädagogischen Diskurssträngen nieder. Eine doch so weiblich geprägte Sozialarbeit/Sozialpädagogik sollte ihren geschlechtstypischen Fundus theoretisch und professionell in Zukunft noch stärker als bisher durchsetzen können.

Die Zukunft aber wird weder weiblich noch männlich sein. Sie wird vielmehr – zumindest auf absehbare Zeit – einem neokapitalistischen Programm gehören, das Weiblichkeit und Männlichkeit auf seine Weise, in seine Logik integriert, vereinnahmt hat und dabei die Ideologie streut, jenseits der Geschlechterfrage zu agieren. Ein Programm, das die Geschlechter

gleichzeitig in allen ihren Erscheinungsbildern und Stereotypen vermarktet und dabei jenes Externalisierungsprinzip vorantreibt, das im Geschlechterdiskurs als das männliche Prinzip der Moderne schlechthin erkannt worden ist.

Auch in der Geschichte der modernen Sozialarbeit gibt es bis heute eine maßgebliche Diskurslinie, die darauf baut, dass die vor allem in der Praxis weiblich dominierte Profession auf der Woge der Frauenbewegungen die Prinzipien der Sorge (Care) und der Beziehungsarbeit in die männlich beherrschte Konkurrenz- und Verdrängungsgesellschaft hineinbringen könne. Der feministische Traum einer in diesem Sinne sozialrevolutionären Sozialen Arbeit, den schon Alice Salomon (1931) vor nun fast hundert Jahren geträumt hat und den auch seitdem jene Männer träumen, die sich darüber einen Zugang zu einer anderen Männerwelt erhoffen, scheint heute ausgeträumt. Den großen Dämpfer hat es schon durch die Art und Weise gegeben, in der der digitale Kapitalismus die Sorge vereinnahmt, indem er Sorge freisetzt und sie gleichzeitig wieder vermarktet, kapitalisiert. Sorge ist so zum Vergesellschaftungsprinzip geworden, aber eben ganz anders, als es sich die feministischen Sozialbewegungen erhofft hatten

Das sollte eigentlich Männern und Frauen in der Sozialen Arbeit gleichermaßen zu denken geben. Es muss aber auch – und darum geht es uns – zu einer grundsätzlichen und darin kritischen Reflexion der geschlechterideologischen Seite unserer Disziplin führen können. Grundsätzlich, weil wir über diese Frage wieder einen realistischen Zugang zum gesellschaftlichen Ort der Sozialen Arbeit finden können. Kritisch, weil das empirische Bild die eigentliche Struktur verdeckt. Denn in ihrem empirischen Bild erscheint unsere Profession als Frauenberuf. Drehen wir aber dieses Bild um und schauen auf seine Rückseite, erkennen wir eine andere, eher gesellschaftlich gemaserte Struktur. Danach waren die Frauen in der Geschichte und oft auch noch bis heute in Praxisfeldern, die um die Familie herum gruppiert sind. Männer findet man dagegen vor allem dort, wo die sozialen Problemzonen und ihre Auffälligkeiten außerhalb der Familie im öffentlichen Raum liegen: in der Heimerziehung für ältere Jugendliche, der Antigewalt- und Strafvollzugsarbeit, in Streetwork-Projekten, aber auch dort, wo es – wie beim Sozial-

management – um Probleme der organisationalen Steuerungs- und der Marktfähigkeit geht. Das ist wie im schulischen und vorschulischen Bildungssystem: Wo Kindertagesstätten und Grundschule noch sehr familiennah sind, dominieren die Frauen. Wenn es später in der Jugend- und Nachjugendzeit – in den weiterführenden und berufsbildenden Schulen – um die Qualifikations- und Zertifizierungsperspektive für die arbeitgesellschaftliche Integration geht, kommen immer mehr Männer ins pädagogische Spiel. Und siehe da: Wenn heute die Kindertagesstätte schon früh von der Bildungsplanung erfasst wird, wollen auch die Männer – nun aber als Planer – auf die Bühne treten.

Diese Strukturperspektive verändert das Bild von der „weiblichen Sozialen Arbeit“, eröffnet uns einen Zugang, der für die Einschätzung zukünftiger Entwicklungen weiterführend ist und die Frage, ob die Soziale Arbeit weiblich war, ist oder sein wird, zum Nebenschauplatz werden lässt. Um diesen strukturellen Zugang aufmachen zu können, erscheint es sinnvoll, erst einmal weiter der Frage nachzugehen, welche Spuren denn die Männer in der Geschichte unserer Profession bis heute hinterlassen, welche Weichen sie gestellt haben. Je mehr wir uns damit beschäftigen, desto deutlicher tritt eine durchaus gewachsene „männliche Soziale Arbeit“ hervor. Sie hat drei Wurzeln: Zum einen die Jugendbewegung – von jungen Männern dominiert die auf der Suche nach einer Männlichkeit abseits der überkommenen Väterherrschaft waren –, aus der Sozialarbeiter und Jugendpfleger hervorgingen, die mit auffälligen Jungen in den Heimen und auf der Straße arbeiteten, mit Methoden, die aus der „männlichen Praxis“ der Jugendbewegung schöpften: Gruppenarbeit, Führung, Kameradschaftspädagogik. Ein deutlicher Kontrast zur „weiblichen“ Beziehungsarbeit in der Familienfürsorge. Zum Zweiten: Die von Herman Nohl (1949) in den 1920er Jahren ideologisierte Figur des „männlichen Sozialbeamten“, die sich – bewusst gegen den weiblichen Führungsanspruch in der damaligen Sozialarbeit gewandt – auf traditionell hochgehaltene männliche Attribute wie gesellschaftliche Verantwortung und Führung berief. Und nicht zuletzt die militärischen Wurzeln: In der staatlichen Jugendpflege in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhundert tummelten sich nicht nur etliche Unteroffiziere; der Geist der Kommandeurs- und Abschreckungspädagogik wehte noch lange durch die Soziale Arbeit. In

der heute in der Antigewaltarbeit hochgehalten Konfrontationspädagogik lassen sich noch Spuren davon finden.

Nun können wir die eigentliche gesellschaftliche Struktur der Sozialen Arbeit – aus der Genderperspektive heraus – erkennen. Es ist das System der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, das bis heute unsere Gesellschaft prägt (und auch in Zukunft in immer modernisierten Formen prägen wird), das auch die Soziale Arbeit strukturiert: Auf der einen Seite die erwerbsarbeitszentrierte Produktionssphäre, die traditionell männlich konnotiert war, auf der anderen Seite die familienzentrierte „weibliche“ Reproduktionssphäre, die gesellschaftlich vorausgesetzt wurde (wird) und deshalb einen niedrigeren Status hat, obwohl ohne sie ökonomisch nichts laufen kann: die Intim- und Beziehungswelt der Familie gegenüber der rationalistischen Vertragswelt der Arbeit. Und das Entscheidende ist hier: Dieser Gegensatz bildet sich historisch genauso innerhalb der Sozialen Arbeit ab: Die familiennahe Beziehungsarbeit in der Spannung zur systemnahen, kontrollzentrierten Integrationsarbeit.

Feministisch inspirierte sozialpädagogische Diskurse erwecken dagegen oft den Eindruck, eine reproduktions- und darin familiegebundene Sozialen Arbeit stehe einem hermetischen ökonomisch-gesellschaftlichen (dazu noch männlich dominierten) Block gegenüber, den es zu knacken gilt. Aus dieser Position heraus wird dann eine gesellschaftliche Transformation der Beziehungsperspektive und damit ökonomisch-gesellschaftlicher Wandel im Zeichen von Care gefordert. Dabei ist gar nicht so sehr der Zweifel ausschlaggebend, ob Kategorien der familialen Intimstruktur so ohne weiteres in die gesellschaftlichen Vertragsstrukturen transferiert werden können. Die Kritik richtet sich vielmehr gegen die Standortillusion dieser Position. Denn die Soziale Arbeit steht ja nicht neben der Gesellschaft, auf die sie mit ihrer Reproduktions- und Sorgeorientierung einwirken möchte, sie repräsentiert eben selbst den gesellschaftlichen Grundkonflikt in dem ihr innewohnenden Dualismus von Hilfe und Kontrolle, von klientenbesorgter Beziehungsarbeit und öffentlich-administrativ erwarteter bis repressiver Integrationsarbeit. Und dieser strukturelle Gegensatz war und ist in beiden Sphären, der familial-

beziehungsorientierten wie der öffentlich-integrationsorientierten zu Hause, also nicht nur die eine Seite bei den Männern und die andere bei den Frauen. Auch "weibliche" Beziehungsarbeit kann repressiv sein und war es auch vielgestaltig und vielerorts in der Geschichte der Familienfürsorge. Und die früher oft repressive "männliche" Integrationsarbeit hat sich inzwischen auch beziehungsorientiert und nicht nur sozialtechnologisch gewandelt.

Wenn man sich die gegenwärtigen Kampagnen und Reports zu der Frage anschaut, wie man mehr Männer in die männerlosen Kindergärten oder – schon vorher – länger in die Elternzeit bringen könnte, so ergibt sich immer wieder dasselbe Bild. Hinter der Abwehrhaltung vieler Männer und ihren Rationalisierungen steht die Angst, dass dies negative Folgen für die Arbeits- und Berufskarriere haben könnte, stehen aber auch die Befürchtungen, dafür keine soziale Anerkennung so wie die Frauen zu bekommen. Nirgends zeigt sich die Abhängigkeit der männlichen Identität von der Erwerbsarbeitsrolle, die strukturelle Verwehrung des Zugangs zu Familien- und Kinderarbeit durch das industriegesellschaftliche Diktat der ökonomischen Verfügbarkeit des Mannes deutlicher als hier. Die Entgrenzung der Geschlechter hat den Frauen den Zugang in die Bildungs- und Arbeitswelt eröffnet, vielen Männern dagegen bleibt der Zugang in die reproduktive Sphäre sorgender Arbeit weiter verschlossen.

So wie sich dieses Strukturproblem in der Sozialarbeit abbildet, sollte es auch in der Zukunft thematisiert werden: Als Ausdruck einer gesellschaftlichen Zurichtung, die verdeckt bleibt, wenn sie nur auf der Motivations- und Staturebene abgehandelt wird. Insofern verwischen auch Formeln wie die von einer "weiblich dominierten" Sozialarbeit und die darin angemeldeten Ansprüche das eigentliche Problem, schneiden sich gleichsam ins eigene Fleisch. Sie zementieren eher ihre Beschränkung auf den gesellschaftlich weiter minderbewerteten Reproduktionsbereich, dessen Abwertung aber nicht mehr so wie früher skandalisiert werden kann. Die Kapitalisierung der Sorge hat dies überformt ausgehebelt. Aber auch die Männer laufen in diese neokapitalistische Falle, wenn sie ihre Domänen in den sozialmanageriellen und sozialbetrieblichen Bereichen von der „weiblichen“ Beziehungsarbeit –

natürlich hinter vorgehaltener Hand – abgesetzt sehen wollen. Deshalb ist es in Zukunft notwendig, den Sorgediskurs von seiner Gender-Konnotation abzulösen und sozialpolitisch zu transformieren.

Diese sah im Sorgediskurs vor allem eine Perspektive der Überwindung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung und damit einhergehend der Humanisierung der kapitalistischen Gesellschaft. Zum einen wird care ethisch und handlungstheoretisch als „innere Einstellung“ und „zwischenmenschliche Tätigkeit“ gesehen, zum anderen und gleichzeitig als „gesellschaftlich notwendige Arbeit“, die stark geschlechtsspezifisch konnotiert ist und damit zum gesellschaftspolitischen Ziel wird. „Zusammenfassend geht es um die Neubewertung traditioneller Aufgabenbereiche, die eng mit der weiblichen Geschlechterrolle im System der Zweigeschlechtlichkeit verknüpft sind und um die sozialpolitische Anerkennung der Frauenarbeit“ (Brückner, 2001, S. 150). Mit der Verstetigung struktureller Arbeitslosigkeit, dem demografischen Wandel (Zunahme alter hilfsbedürftiger Personen) und der Pluralisierung der Familienstrukturen (Rückgang familialer Fürsorgeleistungen) sei die gesellschaftliche Durchsetzung von care nicht nur feministisch-interessenpolitisch, sondern vor allem auch allgemein sozialstrukturell begründbar. Von daher sei es notwendig, care nicht nur als weiblich-konnotierte Form von Arbeit zu begreifen und ihre Gleichstellung zur Erwerbsarbeit zu fordern, sondern darüber hinaus als „gesellschaftliche Praxis“ einzufordern, „die auf dem care-ethischen Anspruch der Verbundenheitssymbole aller aufbaut“. Care enthält damit den Rang von social citizenship“, womit weniger ein Rechtskonstrukt gemeint ist, sondern eher eine „Form des Handelns auf ethischer Grundlage. Damit erhält care in Anlehnung an Hannah Arendt den Charakter einer republikanischen Tugend, deren Organisation in öffentlicher (statt bisher privater) Verantwortung – unter Beibehaltung privater Aspekte des Sorgens – liegt, ohne als Teil weiblicher Identität und Verpflichtung festgeschrieben zu werden“ (Brückner, 2001, S. 133). In dieser Bedeutung wird sie zu einem sozialpolitischen Leitcode (Brückner, 2011) und geht entsprechend in die Wohlfahrtsmessung ein (Diefenbacher & Zieschank, 2008). Dies setzt aber eine gesellschaftlichen Kultur des Sorgens voraus., die sich als Gegenkultur zum ökonomisch-technologischen Externalisierungsdruck des globali-

sierten Kapitalismus entwickeln kann und auch – vor allem über die neuen sozialen Bewegungen – in der Entwicklung begriffen ist.

Literaturverzeichnis

- Böhnisch, L. (2013). *Männliche Sozialisation*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böhnisch, L. & Funk, H. (2002). *Soziale Arbeit und Geschlecht*. Weinheim: Juventa
- Brückner, M. (2001). Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Liebe, Fürsorge und Gewalt. In M. Brückner & L. Böhnisch (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse* (S. 119–178). Weinheim: Juventa.
- Brückner, (2011). Zwischenmenschliche Interdependenz – Sich sorgen als familiale, soziale und staatliche Aufgabe. In K. Böllert & C. Heithe (Hrsg.), *Sozialpolitik als Geschlechterpolitik – Geschlechterpolitik als Sozialpolitik* (S. 105–122). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Diefenbacher, H. & Zieschank, R. (2008). *Wohlfahrtsmessung in Deutschland*. Heidelberg: Umweltbundesamt.
- Hagemann-White, C. (2002): Gewalt und Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung. In R. Dackweiler & R. Schäfer (Hrsg.), *Gewaltverhältnisse* (S. 2952). Frankfurt am Mein: Campus.
- Lutz, H. et al. (2010). *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: Springer VS.
- Nohl, H. (1949). *Pädagogik aus dreißig Jahren*. Frankfurt am Main: Schulte-Bulmke.
- Salomon, A. (1931). Der soziale Frauenberuf. In A. Schmidt-Beil (Hrsg.), *Die Kultur der Frau* (S. 309–316). Berlin-Frohnau: Verlag für Kultur und Wissenschaft.